Josef Reinhart, dem Sänger der Heimat, zum 70. Geburtstag am 1. Herbstmonat 1945

Autor(en): **Fringeli, Albin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **7 (1945)**

Heft 9

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-860704

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

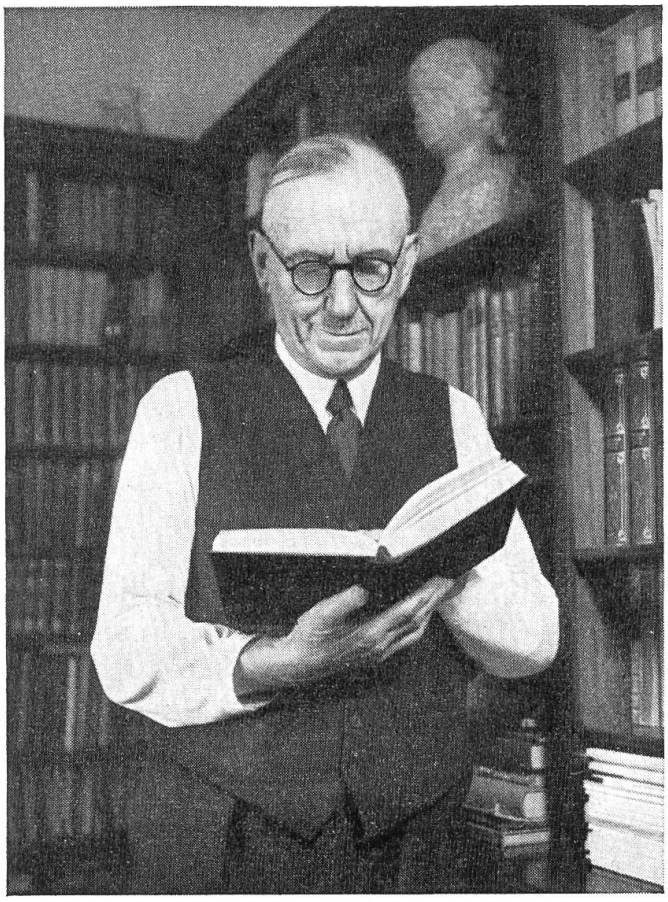
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

7. Jahrgang 1945 9. Heft



Josef Reinhart zum 70. Geburtstag

Sehr verehrter Herr Jubilar!

Unter den vielen dankbaren Lesern, Freunden und Schülern, die Ihnen zu Ihrem 70. Geburtstag ihre Wünsche darbringen, darf auch die kleine Lesergemeinde der „Jurablätter" nicht fehlen. Nicht nur, weil Sie unsern Blättern von Anfang an Ihr Wohlwollen geschenkt und sie mehr denn einmal mit wertvollen Beiträgen bedacht haben. Auch ohne dies drängt es uns, Ihnen für Ihr vorbildliches und verdienstvolles Schaffen im Dienste der Kunst und der Volkserziehung herzlich zu danken. Nehmen Sie als Ausdruck unseren tiefen Dankes diesen bunten Strauss von kleinen Beiträgen entgegen, den Ihnen Schüler und Verehrer darbringen mit den besten Wünschen zu weiterem segensreichen Wirken im Dienste der Heimat. E. B.

Josef Reinhart, dem Sänger der Heimat,

zum 70. Geburtstag am 1. Herbstmonat 1945.

Von Albin Fringeli.

Haus und Heimat! Dieser zarte Zweiklang tönt durch Reinharts Dichtung. Eine Zeitschrift, die sich zur Aufgabe gemacht hat, die heimatliche Kultur zu pflegen und gleichzeitig Verkehrswerbung zu treiben, wird freudig die Gelegenheit ergreifen, um dem Dichter beim Ueberschreiten eines Jahrzehntes herzlich Glück zu wünschen. Wir wissen zwar, dass der Wert eines Menschen nicht vom Zahlensystem abhängig ist. Wir können dem Schaffenden auch danken, wenn keine Null hinter dem Zehner steht, der uns sein Alter nennt. Wir wissen auch, dass Josef Reinhart allen Festlichkeiten so viel wie möglich ausweicht. Dennoch ist es für gar viele dankbare Leser ein Bedürfnis, ihm heute die Hand zu drücken, in die Augen zu schauen und ihm zu sagen: «Sellsch Dangg ha!»

Ist nicht die jurassische Heimat zum Liede geworden? Besser als irgend ein Reisehandbuch es vermöchte, macht uns der Dichter mit seiner Heimat vertraut. Vor uns ersteht das Waldland am Weissenstein. Bald kennen wir uns aus im alten Galmis, das eine Stunde hinter der St. Ursenstadt unter der Balmfluh liegt. Dort hat der Seppli seine goldene Jugendzeit verbracht. Er lässt sie uns nacherleben in mehreren seiner Schriften. Welche Wärme und Heiterkeit entströmt seinen «Waldvogelzyte», diesem klassischen Jugendbuch, mit dem man jungen und alten Hörern unvergessliche Freuden bereiten kann! Die Gemeinde Rüttenen hat durch Reinhart in der schweizerischen Dichtung einen Platz gefunden, der ihr bleiben wird. Gewiss hätte uns Reinhart auch an der Hand nehmen können, um uns fremde Länder zu zeigen. Er begleitet uns zu den tiefen Brunnen der Heimat. Und der Trunk ist so erfrischend, dass wir ihm gerne folgen. Auch wir sind verärgert, wenn uns der Dichter klagt, wie man die urwüchsige Landschaft verschandelt.

Wir müssen es als eine glückliche Fügung betrachten, dass ganz nahe beim Jugendparadies des Dichters die Stadt Solothurn liegt. Stadt und Land. Beide haben ihre Vorzüge. Sie ergänzen sich. Und wenn auch der junge Reinhart auf seiner ersten Stadtreise schlimme Erfahrungen macht, er kehrt doch gerne wieder dorthin zurück. Es bedeutet für den Jungen eine feiertägliche Freude, wenn er nach St. Ursen darf. Es ist sinnbildlich für das Schaffen des Dichters, wenn er heute gerade an jener Stelle wohnt, wo die Stadt aufhört und das Land anfängt. Gedämpft vermag der Stadtlärm ins heimelige Haus in den Steingruben zu dringen, aber auch der Ruf der Eulen tönt aus dem nahen Walde in des Dichters Stube. Nahe beim Städter und nahe beim Bauern. Weit genug aber, damit nicht jeder Schönheitsfehler dem scharfen Beobachter auffällt. Der Dichter steht auf der Brücke, die er selber geschlagen hat. Er streckt die Hände aus und will alle jene zusammenführen, die sich hämisch anblicken. Er weiss es wohl, wie hitzig die Solothurner sein können, besonders, wenn die Wahlen vor der Türe stehen. Er kann nicht mithassen. Er steht auf hoher Warte und mahnt zum Frieden. Wenn man mit dem Stimmzettel auch gegen einander gewesen ist, im Männerchor werden die alten Freundschaften erneuert und vertieft, erzählt der Dichter in seinem prächtigen Buche «Lehrzyt». Ohne dass er ein Wort der Belehrung verliert, wird er zum Volkserzieher.

Es gibt Dichter, bei denen die Landschaft eine grössere Rolle spielt, als in den Werken Reinharts. Der Mensch ist dem Sänger unserer Heimat wichtiger. In den meisten seiner Dichtungen bildet die Landschaft bloss die Bühne, auf der seine Gestalten auftreten. Mit grosser Gewandtheit und Anschaulichkeit versteht Reinhart aber auch die Landschaft zu zeichnen, davon vermag uns sein «Höhenweg» zu überzeugen.

Der Kanton Solothurn besitzt aber noch eine zweite Reinhart-Landschaft: das Niederamt. Jahrelang hat der junge Lehrer an der Primarschule Niedererlinsbach und an der Bezirksschule Schönenwerd gewirkt, bis ihn eine weitsichtige Regierung als Deutschprofessor an die Lehrerbildungsanstalt nach Solothurn berief. Die Zeit von 1899 bis 1912, die der Dichter im Niederamt lebte und schaffte, musste im Werk des Dichters tiefe Spuren hinterlassen. Ein neuer Gesichtskreis tut sich auf. Neue Personen, neue Verhältnisse. Der Dichter, der in seiner Kindheit das einsame Galmis ausgespäht hat, lernte nun das dörfliche Leben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten kennen. Die Vereine nehmen den Schulmeister mehr als eben recht in Anspruch. Trotzdem aber findet Reinhart Zeit, sich in die Werke der grossen Dichter der Vergangenheit zu vertiefen. Der Aarauer Gymnasiallehrer und spätere Universitätsprofessor Adolf Frey wird sein Freund und Berater. Dieser Gelehrte scheute sich nicht, ein Büchlein mit Mundartgedichten herauszugeben. Hat nicht auch eine internationale Grösse wie Jakob Burckhardt baseldeutsche Verse geschrieben! Ist nicht der solothurnische Ratsherr Glutz aus dem 18. Jahrhundert einer der ersten Mundartdichter der Schweiz! Haben sich nicht die zwei Mediziner Jakob Hofstätter aus Luterbach und Dr. Franz Josef Schild aus Grenchen mit Begeisterung der Dialektdichtung zugewandt! Wie heimelig erzählten der letzte Franziskaner von Solothurn, der Pater Franz Ludwig Studer und der Schulmeister Bernhard Wyss! Allen Dichtern des letzten Jahrhunderts leuchtete das Vorbild eines Johann Peter Hebel. Auch Reinhart verehrt ihn, doch hütet er sich, ihn nachzuahmen. Der Dichter sucht seinen eigenen Weg. Er findet seine eigene Melodie. Er wird zu jenem Reinhart, den wir als einmalige Erscheinung verehren.

Ja, dieses Niederamt. Es hat dem Dichter nicht bloss eine Menge Stoffe geliefert, sondern sogar seine Sprache stark beeinflusst. Die mundartlichen Formen des Niederamtes siegen über jene des Leberberges.

Die verschiedensten Gebiete der Dichtung werden von Reinhart betreut. In Erlinsbach schreibt er viele seiner zarten Gedichte, von denen manches zu einem Volkslied geworden ist. Er schafft für die ländliche Bühne Theaterstücke, weil es für ihn eine innere Verpflichtung bedeutet, die kitschigen, verlogenen Schmarren durch wertvolles Gut zu ersetzen. Er schildert in einer Idylle die «Heimwehfluh». Er zeichnet in scharfen Linien düstere Bilder und heitere Ereignisse aus dem Volksleben. Es wäre allzu naiv, wenn wir hier alle seine Werke aufzählen und ihren Inhalt vorleiern würden. Die beste Nacherzählung kann den Leser nicht von der eigenen Arbeit dispensieren. Es muss genügen, wenn wir anregen können, zu den Werken des Dichters zu greifen. Wir gehen nie leer aus. Der Gelehrte macht seine Funde gerade so gut, wie der «Mann aus dem Volke.» Man hat es in Zürich gemerkt, in den Stuben, in denen das «Schweizerdeutsche Wörterbuch», das Idiotikon, entsteht, dass Reinharts Werke ein Schatzkästlein sind, das eine Unmenge urchiger Wörter und Redensarten enthält. Wir haben einen Spiegel der solothurnischen Kultur

vor uns. Reinhart hat die «gute alte Zeit», die Tage vor dem Einzug der Maschine und der fremden Menschen, noch mit eigenen Augen gesehen. Er weiss noch, dass die Leute auf den Strohsäcken lagen, wie der Nachtwächter sang, wie der Wilderer seine Stockflinte versteckte, welches Leben im Hause herrschte, wenn die Dreikönigssänger im Hausgang standen und wie die Buben sich freuten, wenn der Schneider oder der Schuhmacher auf die Stör kamen. Er hat noch die Zeit erlebt, wo man den Kindern einen Examenbatzen in die Hand drückte, wo die Kleinen im Winter froh waren, auch wenn sie noch nichts von einem Weihnachtsbaum wussten. Mit Ziegelstein putzten die Fuhrleute damals das Pferdegeschirr, und der Helfer war glücklich, wenn er für seine Arbeit einen Wurstzipfel erhielt.

Wir stehen inmitten der «kleinen Leute». Aber sie sind zum grössten Teil bodengut. Da ist das Gäuerbäuerlein, das selber kaum einen ganzen Hemdrücken hat, aber es hilft dem Bedrängten, damit er auf dem Höflein bleiben kann. Wir lernen auch jene Armen kennen, die Fusslumpen machen «us alte Hemmlistiele.» Sie kleben am Boden, diese Menschen, sie wollen die Erde riechen, sie wollen sehen, wie es wächst und blüht in der Heimat. Was kümmert es sie, wenn als Nachtessen bloss «Gschwellti, ne Schnäfel Brot und Ankemilch» auf den Tisch kommt! Ja, es sind prächtige Gestalten, die der Dichter uns vor Augen stellt. Sie alle überragt das Bild der Mutter. Wir vergessen aber auch den Vater nicht, den währschaften Bauersmann, die Knechte, den Wolfvik, den Oegerli und wie sie alle heissen. Buben und Mädchen gucken uns mit verschmitzten Augen an und werden uns zu lieben Vertrauten. Kinderaugen beglücken uns, die Kraft des Bodens weht um uns. Aber der Dichter haftet nicht am kleinen Fleck Erde, der seine Heimat ist. Er blickt über die Berge hinaus, sonst wäre er gar nicht der grosse Künstler, als den wir Josef Reinhart verehren. Als ganzer Schweizer schaut er von seiner hohen Warte weit hinaus in die Welt. Wo er raten und helfen kann, da ist er dabei. Ein Wächter ist er, hoch über dem Tal, so wie er ihn schildert in «Sahlis Hochwacht». Und dass er es tatsächlich versteht, fremde Schicksale zu gestalten, das hat er bewiesen mit mehreren seiner Bücher, in denen er uns das Leben Pestalozzis, Konrad Eschers, des Bruders Klaus, Dufours, des Mediziners Doktor Chlänzi, Zeppelins, Wilsons, Marconis und vieler anderer darstellt. Freilich, die Verbindung mit der alten Heimat darf nie verschüttet werden. Rastlos feilt der Dichter an seinen Werken. Es ist eine recht vergnügliche Arbeit, einmal eine Geschichte zur Hand zu nehmen, die Reinhart vor Jahrzehnten geschrieben und in der letzten Zeit überarbeitet hat. Unbarmherzig hat Reinhart alles herausgestrichen, was seinem künstlerischen, strengen Urteil nicht standgehalten hat. Wörter wurden durch treffendere Ausdrücke ersetzt. Der Wohlklang wurde gesteigert, die Anschaulichkeit erhöht, damit das Bild noch plastischer vor den innern Augen steht und tiefer in unser Bewusstsein übergeht. Nur ein ernster Künstler kann sich einer solchen mühevollen Arbeit, einer solchen Disziplin unterwerfen.

Es kann oberflächlichen Lesern passieren, dass sie Reinharts Geschichten zu «schön» finden; das Leben sei robuster, gröber, verlogener, behaupten sie. Wollen wir aber dem Dichter einen Vorwurf machen, weil er uns nicht in die schmutzigen Niederungen führt? Sollte er in den Bahnen der Naturalisten wandeln? Auch er zeigt uns nicht bloss die schönen Seiten. Wer sich davon überzeugen will, lese die Geschichte «'s Tüfels Chnächt und 's Herrgotts Magd»

in der neuen Ausgabe der «Waldvogelzyte». Er wird sich empören über den Tierquäler Schnauzer, der auf eine schändliche Art eine Katze traktiert. Hier malt der Dichter mit dunklen Farben. Er will uns aufrütteln, will Nachsicht wecken für die stumme, hilflose Kreatur. Er kann sich nicht damit begnügen, äusserliche Vorgänge darzustellen, er dringt in die Tiefe, zergliedert das Seelenleben, ohne aber in einen spitzfindigen Psychologismus zu verfallen. Der Dichter wird zum Heimatvogel, jenem geheimnisvollen Wesen, das die Grossmutter noch gesehen habe, «z'Balm im Dörfli nide.» Ohne aufdringlich zu werden verfolgt er die Tendenz, «de Lüte d'Auge heiter z'mache, dene deheime, dr Mueter, im Vatter, wo gäng numme dr Buggel müesse chrümme.» Es ehrt nicht bloss den Dichter, sondern auch die verantwortlichen Behörden, dass man die Gelegenheit schaffte, dass Reinharts Gedanken in die Häuser und Herzen einziehen konnten. Als Lehrer am Seminar, als Mitglied der Lehrmittelkommission, als Feuilleton-Redaktor des «Bauernblattes» und Schriftleiter des «Jugendborn», als begnadeter Vortragskünstler an manchem Feierabend, wurde ihm immer wieder die Gelegenheit geboten, seine Schätze weiterzugeben. Wir dürfen ihm nicht zürnen, dass er seine Motive nicht aus dem hitzigen politischen Leben des Solothurnerländchens geholt hat. Kämpferische Naturen, wie ein Franz von Sonnenfeld aus Witterswil und ein Jeremias Gotthelf haben diesen Acker gepflügt; ein Lyriker, wie Reinhart, findet weite, unbebaute Felder, auf denen er sich wohler fühlt als im Kampfe um Vertretungen im Gemeinderat. Was der Dichter unter Grösse versteht, das zeigt er uns in den Lebensbildern, die er kleinen unbekannten und grossen bekannten Helden widmet. Seine Dichtung wird zu einem Aufruf, alles Währschafte zu hegen und zu pflegen, seien es nun Menschen aus der Heimat oder der Fremde, Tiere — oder die Nussbäume von Gummental. Achtung vor dem Leben, vor jedem Geschöpf, auch wenn es nur ein Mäuslein sein sollte. Achtung und Liebe. Glauben wir nicht hin und wieder, einen würdevollen, klugen Seelsorger zu vernehmen? Durch das Buch und das Radio dringt seine Predigt weit über den Kreis seiner Heimat hinaus.

Man stutzt, wenn man ins St. Moritzer Segantini-Museum tritt und schon am Eingang ein Büchlein findet, das den Titel trägt: «Josef Reinhart. Der Maler der heiligen Natur.» Menschen, die die verschiedensten Sprachen reden, trampeln an uns vorüber, um in den Kuppelsaal hinaufzusteigen. Dort werden sie still; andächtig betrachten sie die herrlichen Bilder, die Segantini hier oben im Engadin geschaffen hat, bis ihm der Tod im Jahre 1899, in der Zeit, da Reinhart zu schaffen anfing, auf dem Schafberg drüben den Pinsel aus der Hand genommen hat. Segantini und Reinhart? Der Maler aus italienischen und der Dichter aus solothurnischen Landen? Was führt sie zusammen? Wir betrachten die Bilder, jene Gemälde besonders, die uns das «Werden», «Sein» und «Vergehen» versinnbildlichen. In uns steigen Erinnerungen auf an die Lieder und Geschichten Reinharts: Liebe, Sehnsucht, Sonne, Himmel, die Mutter, schaffendes Volk, Berge, Wald, der nach Harz duftet, liebevoll behandelte Landschaft als Hintergrund. Wie viel verwandte Züge! Dort — jene sentimentale Abendstimmung: Eine Barke fährt über den See; fast vermag das Schifflein die vielen Schafe nicht zu fassen. Ein Bild, das nur ein gefühlvoller Mensch schaffen konnte. Und mir fällt dabei der wehleidige «Ruedeli Staufer» ein, jenes Büblein, das ohne seine Mutter nicht leben konnte, das mit ihr am gleichen Tag auf den Friedhof gefahren wird . . . heim. Ja,

sie gehören zusammen wie zwei Freunde, der Poet der Farbe und der Poet des Wortes: Segantini und Reinhart. «Die Künstler, die Dichter sind die Heger aus des Herrgotts Blumengarten. Sie haben hellere Augen, sie haben tiefere Seelen, sie hören feinere Stimmen, und sie führen uns hinein in diesen Garten und lehren uns lauschen auf Melodien; sie lehren uns mit der Seele jauchzen und trauern, und sie lehren uns an den Farben uns berauschen und den trüben Werktag vergessen. Sie lehren uns, dass das Leben nicht nur zum Essen und Trinken und Schlafen und zum Geldverdienen da ist, sondern zum Staunen und Ahnen und Schauen, zum Ahnen und Schauen des Schöpfers» («Helden und Helfer»).

Menschengeist und Menschenhand und Menschenunruh verändern das Bild der Landschaft. Reinhart verkennt diese Tatsache nicht. Er weiss auch, dass jedes Jahrhundert der Landschaft einen Stempel aufdrückt, «und jedes Jahrhundert prägt sein Zeichen in das Wesen der Menschen. Es gibt ein Jahrhundert, das die Weltflucht predigt, und die Jenseitssehnsucht spricht aus überschlanken Säulen an Portalen und spitzbogigem Turmwerk.» Den hohen Zeiten des Lebens wendet er mit besonderer Liebe seinen Blick zu. Mit einer Gründlichkeit, die wir bei einem Dichter kaum erwarten, vertieft er sich in die Vergangenheit des Landes. «Vergessen wollen wir unsere Väter nicht, die unser Land so schön und frei gemacht», so schreibt er, und immer wieder bemüht er sich, die Schweizer vor einer Gleichgültigkeit ihrer Geschichte gegenüber zu bewahren: «Wer in einem sichern Hause wohnt, der denkt selten daran, welcher Baumeister ihm die Mauern so kräftig hingestellt und das schützende Dach darübergesetzt. Kommt aber ein Sturm über Nacht und rüttelt an den Türen und die Balken ächzen, dann wohl dankt mancher Gott, dass ihm ein guter Vater oder Grossvater das Haus so fest gebaut, und die Kinder fragen nach den wackern Vorfahren, wie und wann sie gelebt.»

Mit Missmut denkt der Dichter zurück an jene Tage, wo man ehrwürdige Schanzenmauern niederriss, weil die «Ratzenburg» Grosstadt werden wollte! «Schlimme Zeit, da Blech- und Eternitdach grell aus dem Grün des Landes schreit. Schlimme Zeit, da billige Pfuscher Zementklötze für steingemauerte Häuser bauen.» So klagt der Dichter; aber dennoch bleibt er Optimist und hat die Zuversicht: «Eine Zeit wird kommen, da ein Haus, ein Dorf sich schämen muss, wenn schreiende Blechtafeln, Plakate, Zäune und Stacheldraht die anmutigen Bilder der Gassen beleidigen.» In jedem, auch im letzten Schweizer brennt ein Flämmchen. Der Dichter will es entfachen, dieses Leuchten, damit alle fühlen, was es heisst, ein Schweizer zu sein. Reinhart glaubt daran, dass die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker sei. Er kämpft unentwegt gegen die Lockerung der Sitten, weil dadurch der Freiheitsgedanke Schaden leiden muss. «Welche Mannigfaltigkeit der Formen, Farben, Stimmungen, vom Rhein zur Rhone, über das Hügelland, das Tiefland, die Hochebene, hinauf, hinab, von Basel über den Jura, hinab zum Mittelland, hinauf zu den Voralpen, bis zu den Gletschern und Firnen!» ruft der Heimatfreund begeistert aus in der Einführung, die er zum Bilderbuch «Leuchtende Schweiz» geschrieben hat. Und diese Mannigfaltigkeit, die treffen wir wieder in Reinharts Werk. Gewiss hat er recht, wenn er meint: «Es ist an und für sich ein mutiges Opfer, das der Heimatdichter bringt, wenn er in einer Zeit, da das Grosstadtleben, die Probleme der modernen Gesellschaft mit ihren spritzlichen Konflikten die Leser anziehen, nicht müde wird, das Ewigmenschliche, die Humanität im Gering-

sten der Volksgenossen zu verherrlichen. Man lächle nicht! Am Ende aller Kriege wird es sich zeigen, dass das Liebeswort, die allumarmende Gebärde des Herrn am Tische bei den Zwölfen Weg und Weisung aus der Irrnis geben muss.» Reinhart hat dieses Opfer gebracht. Der Dank des Volkes gebührt ihm! Er hat nicht darauf gewartet, bis es Mode war schweizerdeutsche Geschichten zu schreiben. Er hat seine Muttersprache gepflegt, als sie noch unbeachtet war wie ein verschupftes Bauernkind. In unwandelbarer Treue hat er sein Muttergut verwaltet. Was ihm die Heimat und die Literatur, die Landschaft und die Geschichte gegeben, das hat er in veredelter Gestalt zurückerstattet.

Wie ein unermüdlicher Sämann steht Reinhart vor uns. Weit ist das Feld, das er beackert in einem halben Jahrhundert. Und es blüht. Die stille Mutter, der abenteuerlustige Junge, der literarische Feinschmecker, sie alle kommen auf ihre Rechnung; Reinharts Garten hat allen etwas zu bieten. Vom schlichten Lied bis zum tiefernsten Weihnachtsspiel und zum mittelalterlich anmutenden «Spiel vom jungen Gesellen» sind alle Dichtungsgattungen vertreten.

Der Dichter hätte allen Grund stolz zu sein auf seine Leistungen. Lachen würde er aber, wenn wir ihn auffordern wollten, den Kopf zu heben und auf seine Erfolge hinzuweisen. Als Naivlinge müsste er uns betrachten, die nicht begriffen haben, dass gerade in der Demut die wahre Grösse liegt. Wie hat er uns vor einem Jahrzehnt zugerufen?

«Der Sonne Kraft wirkt ewig jung auf Erden:
Wir dürfen ihrer Wunder Boten sein!»

Wir wissen, dass sich der grosse Dichter und Volkserzieher nicht zur Ruhe setzt. Frisch und jung schlägt sein Herz. Der Heimatvogel wird weitersingen. Wir werden lauschen. Sein warmes Herz wird ihn drängen, seinen grossen Vorbildern Pestalozzi und Gotthelf zu folgen. In ihrem Geist, doch auf eigenen, selbstgebahnten Wegen. Der Name Reinhart ist längst zu einem Begriff geworden. Rein töne das Lied des Lebens! Hart wie die Balmfluh sei unser Wille dem Lande, der Heimat zu dienen, zu unserm eigenen Wohl und dem der Mitmenschen! Gibt es eine bessere Seelenmedizin, als des Dichters Wort, das die Macht hat, uns zu stärken, damit wir uns nicht vom Alltag ersticken lassen, sondern uns erfreuen an allem Schönen, das uns das Leben auch in trüben Stunden lebenswert macht!

Vor dem Regen.

Von Olga Brand.

Der Wind läuft hastig durch das hohe Gras
und scheucht die Schmetterlinge vor sich her,
die alten Bäume atmen tief und schwer —
und eben war doch alles wie aus Glas . . .

Durchsichtig, leicht und ungetrübt und hell.
Nun fangen Schattenarme alles ein,
was lustig war und bunt im goldnen Schein,
erlischt wie Licht im Winde, still und schnell.

Der Regen kommt. Ich sah die Wolke nahn,
die seinen Silberteppich gleiten lässt.
Dann rauscht es sanft, so wie Musik zum Fest,
und eine Amsel hebt zu singen an.